

Dialog über den Marxismus

Eric Hobsbawm

Folgender Text ist ein Auszug aus dem einleitenden Beitrag, den der marxistische Historiker Eric Hobsbawm 1965 auf einer Veranstaltung der „Marx Memorial Library“ hielt.

Dieser Dialog vollzieht sich nun in zwei Hauptformen. Einmal in der Diskussion zwischen Marxisten und Nichtmarxisten, zum anderen in der Diskussion zwischen den verschiedenen Richtungen des Marxismus. Genauer: zwischen Marxisten mit verschiedenen Auffassungen über eine Anzahl theoretischer und praktischer Fragen — einerseits innerhalb der kommunistischen Parteien selbst und unter den Anhängern miteinander rivalisierender kommunistischer Parteien (in einigen bedauernswerten Ländern), andererseits unter kommunistischen wie nicht-kommunistischen Marxisten. Keine dieser zwei Formen ist neu. So war bis zum ersten großen Bruch in der marxistischen Bewegung während und nach dem Ersten Weltkrieg und der Novemberrevolution ein ständiger Prozess theoretischer Auseinandersetzung innerhalb der Sozialdemokratie gang und gäbe.

Sogar die russischen Sozialdemokraten bildeten bis kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs durchaus eine organisatorische Einheit, wenn man auch fälschlicherweise die Auffassung übernommen hat, ihre Trennung in Bolschewiken und Menschewiken sei viel früher erfolgt. Heute erinnern wir uns zudem wieder daran, dass selbst noch nach der Revolution innerhalb der Kommunistischen Partei der Sowjetunion wie des Weltkommunismus eine Diskussion zwischen sehr unterschiedlichen Standpunkten in ideologischen und praktischen Fragen die Regel war, jedenfalls bis etwa zum Jahre 1930. Dann aber verfiel die Diskussion im Marxismus etwa zwischen 1930 und 1956 für die Zeitdauer einer ganzen Generation dem Substanzschwund.

Dies gilt für den Dialog zwischen Marxisten und Nichtmarxisten wie zwischen den verschiedenen Richtungen innerhalb des Marxismus selbst. Was die Nichtmarxisten betraf, so drängten wir uns nach Gegenüberstellung, wollten ihnen den Marxismus erklären, ihn verbreiten und propagieren, Polemik gegen seine Gegner betreiben. Aber es kam uns nicht

der Gedanke, dass auch wir unsererseits von ihnen etwas lernen könnten. Ein Gespräch, in dem der eine Partner nur zuhören soll, der andere aber nicht zuhören will, ist kein Dialog. Das spiegeln die Wendungen wider, in denen wir damals von solchen Gegenüberstellungen sprachen. Da redeten wir vom „Kampf der Ideen“, sprachen davon, „Partisan“ zu sein in der intellektuellen Auseinandersetzung; ja auf dem Höhepunkt solch sektiererischer Haltung Anfang der fünfziger Jahre hieß es sogar: „bürgerliche“ gegen „proletarische“ Wissenschaft.

Immer mehr eliminierten wir alle Elemente, . . .

. . . die nicht von Marx, Engels, Lenin und Stalin stammten oder in der UdSSR als orthodox gelten gelassen wurden, alle Kunsttheorien außer dem „sozialistischen Realismus“, alle psychologischen Lehren außer den Pawlowschen, zeitweilig auch jede andere Biologie außer der Lyssenkos. Hegel wurde aus der marxistischen Theorie verwiesen, so in der „Geschichte der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (Kurzer Lehrgang)“, ja selbst Einstein machte sich verdächtig, ganz zu schweigen von den „bourgeois“ Gesellschaftswissenschaften im ganzen. Je mehr unsere eigene offizielle Doktrin an Überzeugungskraft verlor, desto weniger konnten wir uns auf ein Gespräch einlassen und es ist bezeichnend, dass wir öfter von der „Verteidigung“ des Marxismus sprachen als von den Möglichkeiten seines Vordringens. Versteht sich, das war ganz natürlich. Wie hätten wir denn auch über die Geschichte der UdSSR ernsthaft diskutieren können, solange wir Trotzki mit keinem Wort erwähnten oder in ihm den Agenten einer ausländischen Macht sahen? Bestenfalls vermochten wir Bücher und Artikel zu schreiben, in denen wir uns einzureden versuchten, wir hätten auf Andersdenkende nicht zu hören.

Nach Stalin wurde es immer klarer, dass dies nicht genug war, und zwar aus zwei Gründen. Einmal, weil dadurch der Sozialismus sich selbst um wichtige Instrumente der Forschung und Planung brachte, vor allem in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. (Es gehört zu den Ironien dieser Situation, dass einige der volkswirtschaftlichen Ideen, auf die wir freiwillig verzichtet hatten, ursprünglich während der zwanziger Jahre von Marxisten in Russland erstmals gedacht worden waren, darunter ein Gutteil der modernen Theorien über wirtschaftliche Entwicklung, Plantechnik und staatliches Bilanzwesen.) Zum anderen, weil wir uns weithin die Möglichkeit nahmen, den Marxismus propagandistisch zur Wirksamkeit zu bringen. Während des Krieges gab es in den Widerandsbewegungen zwar durchaus Leute, die aus Klassenbewusstsein in kommunistische Parteien eintraten oder weil diese am besten gegen Hitler kämpften. Sie wurden dann Marxisten, wobei ihnen unsere höchst wirkungsvolle Erziehungsarbeit half. Doch wegen der wissenschaftlichen Überzeugungskraft der Marxschen Ideen sind nach den dreißiger Jahren nur sehr wenige Menschen Kommunisten geworden.

Was nun die Diskussion zwischen den verschiedenen Vertretern des Marxismus angeht, so fand sie für die Dauer einer Generation so gut wie gar nicht statt, da so gut wie gar

keine Ansätze dafür gegeben schienen. Die meisten Marxisten waren Kommunisten, waren Mitglieder Kommunistischer Parteien oder standen ihnen zumindest nahe. Diejenigen, auf die das nicht zutraf, konnten außer acht bleiben — so schien es jedenfalls —, ja sie waren tatsächlich oft ganz namenlos, da hinter ihnen keine bedeutenden Bewegungen standen. Wir aber pflegten die etwas verschwommene Vorstellung, dass jene, die keine Kommunisten mehr waren oder zu irgendeiner Zeit sich von Lenin getrennt hatten, nun auch keine Marxisten mehr seien oder nie als „echte“ Marxisten hatten gelten können. Wir sind dadurch einer großen Zahl von Fragestellungen ausgewichen, doch uns schienen es ja keine wichtigen Fragestellungen zu sein. Plechanow zum Beispiel war der Vater des russischen Marxismus, und manche seiner Werke lasen wir voll Bewunderung, genau wie auch Lenin sie einst gelesen hatte. Aber wir lasen nicht diejenigen seiner Werke, in denen seine Auffassung von der Lenins abwich, weil sie uns einfach nicht zur Verfügung standen. Und selbst wenn sie uns zur Verfügung gestanden hätten (wie etwa die späten Arbeiten Kautskys), so wären wir verständlicherweise der Auffassung gewesen, sie müssten falsch sein, weil er selbst ja ganz offensichtlich von der Geschichte widerlegt worden war. Andererseits glaubten wir, dass ein jeder, der unter dem Vorzeichen der Kommunistischen Partei schreibe, bereits Marxist sei, was keineswegs zutreffen muss. So haben wir uns in zweifacher Hinsicht geirrt.

Die Unmöglichkeit, diese Haltung länger aufrechtzuerhalten, . . .

. . . wurde nach 1956 ganz offenbar, als eine große Anzahl marxistischer Intellektueller aus der Kommunistischen Partei austrat. Man konnte ja nun schlecht einfach behaupten, Christopher Hill sei im gleichen Augenblick kein marxistischer Historiker gewesen, in dem er das Parteibuch aus der Hand gab. Unglaublich auch zu behaupten, er sei nie ein Marxist gewesen; ganz sinnlos gar, er sei aus der Partei ausgetreten, weil er irgendwann vor Jahren aufgehört habe, Marxist zu sein, ohne einem Menschen dies einzugestehen, auch nicht sich selber. Wir mussten mit der Tatsache fertig werden, dass von den marxistischen Intellektuellen nur ein Teil in der Kommunistischen Partei war — und nicht die überwiegende Mehrzahl wie früher —, dass sich die Ausgetretenen aber trotzdem auch weiterhin Marxisten nannten.

Die Entstehung verschiedener Strömungen innerhalb des Kommunismus selbst machte die alte Einstellung nur noch unhaltbarer. Zwar trifft es durchaus zu, dass eine Anzahl von Exkommunisten Antimarxisten wurden — die gewöhnliche Entwicklung —, und dass dies unserer alten Einstellung recht zu geben schien. Andererseits aber, gerade in den letzten zehn Jahren, haben wir es erlebt, dass zahlreiche Nichtmarxisten Marxisten geworden sind (oder sich selbst so nennen), ohne dass sie jemals der Kommunistischen Partei beigetreten wären oder dies beabsichtigt hätten. Und wirklich: Es ist heute nicht mehr möglich, die schlichte Ansicht zu vertreten, mit der viele von uns noch groß geworden sind, dass es einen, nur den einen „wahren“ Kommunismus gebe und dass man ihn ausschließlich innerhalb der Kommunistischen Partei finde.

Das heißt nun nicht, dass es keinen „wahren“ Marxismus gibt. . . .

. . . Er kann nur nicht länger institutionell eingegrenzt werden, und es ist keineswegs leicht, in jedem Fall immer zu wissen, was ihn eigentlich ausmacht, so wie wir das früher zu wissen geglaubt haben. Wenn ich sage, dass die Diskussion zwischen den Marxisten begonnen hat, so meine ich doch nicht, Übereinstimmung in allen Punkten lasse sich erzielen. Vielmehr glaube ich, dass die Diskussion über einige Punkte (nicht immer dieselben) ad infinitum weitergehen muss, weil der Marxismus eine wissenschaftliche Methode ist und weil in der Wissenschaft die Diskussion — gerade die Diskussion zwischen Vertretern verschiedener Auffassungen über Grundfragen der Wissenschaft — die einzige Methode ist, die allezeit den Fortschritt sichert. Jedes gelöste Problem stellt nämlich weitere Probleme für künftige Diskussionen.

Ich bin aber auch der Ansicht, dass es gerade gegenwärtig wichtiger ist, Fragen zur Diskussion zu stellen, als sich über sie zu verständigen, selbst wenn dies leichter wäre, als es im Augenblick scheint. So sei es mir erlaubt, den Verdacht zu äußern — ja, ich tue es wirklich —, ob nicht sehr viele, die sich heute als Marxisten bezeichnen, gar keine sind und ob nicht eine ganze Anzahl von Lehren, die unter marxistischen Vorzeichen verbreitet werden, mit Marx nur sehr wenig zu tun haben. Das gilt freilich für die Marxisten innerhalb kommunistischer Parteien oder in den sozialistischen Ländern genauso wie für die Marxisten außerhalb. Auf jeden Fall müssen wir uns fragen, was gegenwärtig vordringlicher ist: den Marxismus zu definieren — was früher oder später ganz von selbst geschehen wird — oder zu entdecken, nein, wiederzuentdecken, was er eigentlich ist. Gewiss ist diese Aufgabe die schwierigere.

L. Althusser

Ja, ein großer Bereich des Marxismus muss neu durchdacht und neu entdeckt werden, nicht nur von den Kommunisten. Die nachstalinistische Epoche hat keine Fragen beantwortet, sie hat sie erst gestellt. Es sei mir erlaubt, hier einen französischen kommunistischen Intellektuellen zu zitieren: „Wer Stalin nicht nur die Schuld an dessen eigenen Verbrechen und Fehlern zuschiebt, sondern auch alle unsere Unzulänglichkeiten, wird wohl mit Unbehagen die Entdeckung machen, dass das Ende des philosophischen Dogmatismus uns nicht etwa auch schon die marxistische Philosophie zurückgegeben hat . . . Zwar hat sie der wissenschaftlichen Betätigung allgemein Freiheit gebracht, aber auch eine Art Fieber. Einige Leute beeilten sich, als Philosophie auszugeben, was nur die ideologische Einkleidung ihres Gefühls der Befreiung und ihres Geschmacks an der Freiheit war. Aber das Fieber wird zurückgehen, so sicher, wie ein emporgeworfener Stein aus der Luft wieder zur Erde fällt. Was das Ende des Dogmatismus uns wirklich gebracht hat, ist dies: Es hat uns wieder ermöglicht, eine genaue Bestandsaufnahme unseres geistigen Besitzes zu versuchen, sowohl von unserem Reichtum als auch von unseren Mängeln zu

sprechen, in aller Öffentlichkeit über unsere Probleme nachzudenken, sie zu formulieren und die schwierige Aufgabe echter wissenschaftlicher Arbeit auf uns zu nehmen“ (L. Althusser Pour Marx, Paris 1965, S. 21).

Immer mehr Kommunisten werden sich darüber klar, dass das, was sie zu glauben und weiterzugeben gelernt haben, nicht schlechthin „Marxismus“ war, sondern der in der Sowjetunion von Lenin weiterentwickelte, unter Stalin erstarrte, vereinfachte und nicht selten deformierte Marxismus. Dass „Marxismus“ nicht ein abgeschlossenes Ganzes aus endgültigen Theorien und Einsichten ist, sondern ein Entwicklungsvorgang, dass Marxens eigenes Denken sich zum Beispiel während seines ganzen Lebens weiterentwickelt hat. Dass der Marxismus zweifellos mögliche Antworten bereithält, doch häufig keine Antworten, die angesichts der uns augenblicklich betreffenden spezifischen Probleme von Nutzen wären, teils weil die Situation seit Marx oder Lenini sich gewandelt hat, teils weil beide zu bestimmten Fragen, die zu ihrer Zeit schon existiert haben und die uns heute angehen, sich nicht geäußert haben.

Außerhalb der Kommunistischen Partei stehende Marxisten müssen sich darüber klar werden, dass trotz der Irrtümer und der gefährlichen Vereinfachungen und Verdrehungen der Stalinzeit oder gar der ganzen Jahre der Kommunistischen Internationale von der internationalen kommunistischen Bewegung dennoch wertvolle und wichtige Beiträge zum Marxismus geleistet worden sind. Man kann im Marxismus nichts auslassen. Weder bei der Berufung auf Lenin oder Marx gegen Stalin, noch bei der Berufung auf den frühen Marx gegen den späteren. Es gibt nur harte, langwierige und unter den gegenwärtigen Umständen wohl kaum endgültige Ergebnisse zeitigende Arbeit.

(Mit freundlicher Genehmigung des Verlages, gekürzt.)

Aus: Eric Hobsbawm, Zwischenwelten und Übergangszeiten. Interventionen und Wortmeldungen. Hrsg. Friedrich Martin Balzer und Georg Fülberth, PapyRossa Verlag, Köln 2009, 240 Seiten, 18 Euro

Der hier in Auszügen wiedergegebene Beitrag von Hobsbawm erschien unter der Überschrift „Der Dialog über den Marxismus“ in: Kürbiskern, Literatur und Kritik, 2. Jg., 4/1966, S. 108-120. Übersetzung von Wolf-Dieter Rasch

Quelle:

uz 26.2.2010 S. 15 ---